

Lucia Engombe

Kind Nr. 95

Meine deutsch-afrikanische Odyssee

Aufgezeichnet von
Peter Hilliges

Das Buch

»Plötzlich hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Ich drehte mich um und sah einen weißen Mann mit zwei Afrikanern auf mich zukommen. Der Deutsche fragte mich: »Lucia, willst du mit nach Deutschland fliegen?«

Ich erinnere mich an diese Frage und die Gefühle, die sie bei mir auslöste, deutlich: Mein Herz tat vor Freude einen Riesensprung! Obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte, was das sein sollte – Deutschland ... Endlich durfte ich auch mal fort aus Nyango. Weg von einem Ort, an dem ich stets Hunger und oft Angst hatte. Ich würde ja wiederkommen ...«

Als die 7-jährige Lucia Engombe sich im Dezember 1979 auf das Abenteuer ihres Lebens einlässt, weiß sie nicht, dass sie ein Spielball der Politik ist – und erst elf Jahre später als Fremde nach Afrika zurückkehren wird. Mit zahlreichen anderen namibischen Kindern wird sie von einem Tag auf den anderen in die DDR ausgeflogen – mit dem Ziel: Die »neue Elite« des zukünftigen unabhängigen Namibias heranzuziehen. Doch nach dem Mauerfall sind die afrikanischen »DDR-Kinder« nicht mehr erwünscht und werden 1990 in einer Nacht- und Nebelaktion in ihre unbekannte Heimat zurückgebracht. Als »Kind Nr. 95« landet Lucia Engombe im Armenviertel der Hauptstadt Namibias und begibt sich auf eine schmerzhaft Suchende: nach ihrer Familie und ihrer Identität.

Die Autorin

Lucia Engombe wurde am 13. Oktober 1972 im Ovamboland in Nordnamibia geboren. 1979 wurde sie in die DDR ausgeflogen und kehrte 1990 zurück. Nach großen Schwierigkeiten in der fremden Heimat schaffte Lucia Engombe 1994 ihr Abitur. Heute lebt sie in Windhoek und arbeitet als Journalistin.

Ullstein

Dieses Buch schildert Ereignisse, die sich wirklich zugetragen haben. Alle im Buch vorkommenden Personen sind Personen des wirklichen Lebens. Um ihre Privatsphäre zu schützen, werden sie unter einem anderen Namen vorgestellt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Oktober 2004
13. Auflage 2019

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2004
Aufgezeichnet von Peter Hilliges
Redaktion: Regina Carstensen

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
(nach einer Vorlage von Thomas Jarzina, Köln)

Titelabbildung: Foto von Lucia Engombe heute – Wiebke Gerbert;
Foto von Lucia Engombe als 14-Jährige – Privatarchiv der Autorin

Bildteil: S. 3 unten, S. 4 unten, S. 5 oben – National Archives of Namibia;
alle anderen Fotos stammen entweder aus dem Privatarchiv der Autorin
oder aus dem Archiv Peter Hilliges

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Bembo
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-25892-8

*Für Tuahafifua Kaviva Engombe, deren Platz
in meinem Herzen unvergänglich ist*

Inhalt

Ein altes Foto	9
Als Mutter Bäume fällt	11
Hungerjahre	20
Ein Abenteuer, eine Reise!	28
Das Schloss der heimatlosen Kinder	40
Die letzte Laus aus Afrika	53
Indianer mögen keine Verräter	67
Der falsche Geburtstag	78
Die traurige Siegerin	89
Soldaten weinen nicht	97
Die artige Lucia	107
Tinos Kuss	120
Brüderlich geteilt	128
Milas Tränen	140
So weit wie zum Mond	150
Wieder ein Abschied	160
Torte durch zwölf gleich Mathe	169
Das Loch im Zaun	182
Verabredung im Dunkeln	190
Was hat die Schwarze denn?	205

Ein Stopp-Schild in meinem Kopf	214
Die Führer von morgen	225
Eingesperrt	233
Schöne Bescherung	245
Deutschland über alles	256
Kind Nr. 95	265
Die vergessene Elite	276
Das ist unsere Deutsche	287
Wieder vereint	299
Küss Onkel Sam auf den Mund!	309
Durchgefallen	323
Die netten Kapitalisten	332
Große Erwartungen	344
Eine zerstörte Familie	355
Mutters Geheimnis	369
Dank	373

Anhang

Wie sich die Schicksalslinien des deutschen und des namibischen Volkes kreuzen	375
Literatur	381
Landkarte I: Wo Lucia in Afrika lebte	382
Landkarte II: Wo Lucia in Deutschland wohnte	383

Ein altes Foto

Als ich sieben Jahre alt war, fragte mich ein weißer Mann: »Willst du mit nach Deutschland fliegen?« Ich wusste nicht, was Deutschland ist. Ich kannte nichts anderes als den afrikanischen Urwald, in dem ich lebte. Aber ich wollte fort, weil ich im Flüchtlingslager hungerte. Beinahe elf Jahre blieb ich im Deutschland der damaligen DDR, wohnte anfangs sogar in einem Schloss und wurde oft verwöhnt.

Fast genauso plötzlich wie ich vom Busch nach Europa katapultiert wurde, musste ich mit siebzehn wieder zurück nach Afrika. Meine Mutter sah in mir die »Deutsche«, die nicht einmal das namibische Nationalgericht *Pap* kochen konnte. Sie blieb mir so fremd wie das Land, das sie so liebte. Ich sah die unerwartete Trockenheit und erlebte Armut, vor der die DDR mich beschützt hatte.

Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verließ ich Namibia in Richtung Deutschland. Als ich zurückkam, war meine Mutter sterbenskrank. Es war zu spät. Für sie. Für mich. Für uns. Mir blieben nur Erinnerungen und unbeantwortete Fragen.

Da gab mir meine Schwester eine alte Schwarzweißfotografie: Die Frau auf dem Bild neigt ihren Kopf ganz leicht nach rechts. Der Blick ihrer liebevollen Augen ist klar und offen. Ihre vollen Lippen lächeln weich, das glatte schwarze Haar fällt sanft in ihre Stirn. Wie eine Krone sitzt das weiße Häubchen einer Krankenschwester auf ihrem Kopf. Sie trägt eine hoch geschlossene helle Bluse, über der sich die Träger einer Schürze abzeichnen. Die schmale linke Hand deutet auf ihr Herz.

Jemand hat sich die Mühe gemacht, das Efeu mit zartem Grün einzufärben, vor dem die junge Frau so anmutig posiert. Ein dunkler Schatten umrahmt die Fotografie. Als stände die Abgebildete in einem dunklen Tunnel, weit von mir entfernt. Der Ausdruck in ihren warmen Augen ist gleichzeitig so intensiv, als wäre diese Frau mir ganz nah.

Auf der Rückseite steht auf Englisch: *Mutter Tuahafifua Katarina Kaviva als junge Krankenschwester*. So also hat meine Mutter ausgesehen, als mein Vater sich in sie verliebte. Aber so habe ich sie nie kennen gelernt. Ich nannte sie *Meme*, die traditionelle Bezeichnung meines Volkes, der Ovambo aus dem Norden Namibias, für eine Mutter. Aber ich hatte nie Gelegenheit, wirklich ihre Tochter zu werden.

Ich stand vor einem Spiegel, suchte ihre Züge in meinem Gesicht und spürte, dass ich nach den Spuren meines eigenen Lebens suchen musste. Damit ich die fast unbekannte Frau auf dem nachträglich eingefärbten Bild verstehen konnte. Und vielleicht so lieben, wie ich mich mein Leben lang nach ihrer Liebe gesehnt hatte.

Windhoek, im Juli 2004

Lucia Panduleni Engombe

Als Mutter Bäume fällt

Es war Winter in Afrika. Die kahlen Zweige des mächtigen Baums vor unserem Haus in einem Dorf mitten im Urwald schienen den Himmel zu berühren. Es hatte lange nicht geregnet, der Boden war steinhart, das Gras gelb. Ich hatte Hunger, wie immer.

»Lucia, geh spielen. Ich habe Besuch«, sagte meine Mutter. Eine fremde Frau war von weit her gekommen. Mutter und unsere Nachbarin Frieda zogen sich mit ihr in unser kleines weißes Haus zurück. Wenn Mutter die Tür hinter sich schloss, wollte sie ungestört sein. Doch plötzlich stürmte ein Mädchen in unser Haus und kam sofort wieder heraus. Die vielleicht Zehnjährige hielt eine Zeitung in der Hand und rannte blitzschnell davon. Ich sah ihr nicht mal nach. Wie konnte jemand eine Zeitung klauen? Etwas zum Essen, das hätte ich verstanden. Seit Tagen hatte ich selbst kaum etwas in meinen Magen bekommen.

Kurz darauf näherten sich einige Männer mit festem, energischem Schritt. Ihre ernsten Gesichter waren mir vertraut. Auf dem Dorfplatz hielten sie jeden Tag lange

laute Reden, denen die Erwachsenen aufmerksam lauschten. Erstaunt sah ich zu, wie die Männer unser kleines weißes Haus betraten. Neugierig kamen auch meine Geschwister Jo und Martin näher.

Wir drei hörten, wie Mutter ausgeschimpft wurde und auch, was sie erwiderte: »Ich möchte wissen, wann mein Mann wieder nach Hause kommt.«

»Immanuel Engombe ist ein Spion! Er arbeitet mit dem Feind zusammen«, schrie nun einer der Männer.

Mutter erwiderte ruhig: »Mein Mann kämpft für ein freies Namibia. Niemals würde er mit den Rassisten in Südafrika gemeinsame Sache machen.«

»Engombe ist ein Verräter und du verteidigst ihn auch noch!« Die Männer stießen Mutter und ihre beiden Freundinnen aus dem Haus. Mutter trug Pena auf dem Arm, meine einjährige Schwester, unsere Nachbarin ihre gleichaltrige Tochter Mecky. Meme Frieda wurde Mecky bereits entrissen. Mutter schaffte es gerade noch, die wie am Spieß schreiende Pena unserer herbeieilenden Cousine Sonja in die Arme zu drücken. Schon trennte uns eine große Menge Schaulustiger von ihr.

Ich rief verzweifelt nach meiner Mutter: »Meme, Meme! Was machen die Männer mit dir? Wohin bringen sie dich? Meme, wir brauchen dich! Wir haben so großen Hunger! Bleib bei uns, geh nicht fort!«

»Geht spielen. Ich komme bald wieder«, antwortete Mutter, während die Männer sie ans andere Ende des Dorfes trieben. Ich stolperte hinterher, heulte und zitterte. Schließlich stand ich vor einem Zaun aus hohem Stacheldraht, hinter dem meine Mutter verschwunden war. Unerreichbar. Meine kleinen Hände umklammer-

ten den spitzen Draht, spürten den Schmerz und zuckten zurück.

»Meme!«, rief ich noch einmal. Vergeblich.

Die barsche Stimme eines Mannes sagte dicht an meinem Ohr: »Das sind Verräter und Spione! Geht nach Hause! Alle.«

Ich sah mich um. Nur noch wir Kinder standen ratlos herum. Die Kleider, die wir auf dem Leib trugen, waren zu klein, unsere Bäuche vom Hunger dick aufgebläht. Da war Jo, meine vier Jahre alte Schwester. Martin, mein zwei Jahre alter Bruder. Das ein Jahr alte Baby Pena wurde von Cousine Sonja getragen. Sonja war etwa zehn. Und ich war drei.

Es war der Juli des Jahres 1976.

Ich war mit dem Hunger aufgewachsen. Er war da, wenn ich aufwachte, begleitete mich tagsüber und er war das Letzte, was ich spürte, wenn ich mich in den Schlaf weinte. Doch bislang hatte Mutter immer noch irgendwo und irgendwann etwas zum Essen aufgetrieben, das mich und meine Geschwister über den Tag gebracht hatte. Nun stand ich mit ihnen vor einem Zaun und wusste nicht weiter. Ich wartete, doch meine Meme kam nicht zurück. Ich verstand nicht warum und hatte keine Ahnung, dass es nicht das letzte Mal sein würde, dass man sie mir wegnahm.

Ständig suchte ich nach Essbarem. Im dichten Urwald gab es Bäume, in denen sich Insekten versteckten. Wenn ich Glück hatte, konnte ich einen dicken, schwarzen Käfer fangen, der mit seinen Flügeln lärmte. Ich machte es Jo nach und kletterte auf einen Baum. Aber ich stellte

mich nicht so geschickt wie sie an, griff ins Leere und stürzte zu Boden. Meine Tränen halfen mir nicht weiter. Raupen zu fangen war einfacher. Die waren träger. Ich drückte so lange vorn auf ihre Körper, bis hinten der Kot rauskam. Sonja, unsere Aufpasserin, machte ein kleines Feuer und wir rösteten die im nahen Fluss gewaschenen Raupen. Das war eine Delikatesse, aber im Winter gab es nicht viele Raupen.

Immer wieder lief ich zu dem Zaun, hinter dem sich meine Mutter befand. Ich sah sie Bäume fällen, Äste abtrennen und die dicken schweren Wurzelballen aus dem sonnendurchglühten Erdreich graben. Gemeinsam mit Meme Frieda und anderen Frauen, deren Kinder so wie ich dem Geschehen hungrig und verzweifelt weinend zusahen, schleiften sie die Bäume über den Boden. An manchen Tagen wurden Ma, Meme Frieda und viele andere Frauen und Mütter von Männern begleitet aus dem umzäunten Gebiet herausgeführt. Dann durften sich die Frauen am Fluss waschen. Wir riefen: »Meme, wann kommst du? Wir haben solchen Hunger!« Sie wollte antworten, aber die Männer hinderten sie daran. In ihren abgerissenen Kleidern tat Mutter mir so Leid.

Niemand erklärte mir und meinen Geschwistern, dass Mutter zur Zwangsarbeit verurteilt worden war, weil ihre Freundin eine verbotene Zeitung mitgebracht hatte. Es zu wissen hätte mir auch nichts genutzt; ich hätte es nicht verstanden. Die Strafe, mit der sie belegt worden war, traf uns Kinder: Nachdem Mutter endlich freigelassen wurde, brachte sie mich sofort in die kleine Krankenstation unseres Dorfes. Ich musste mit einem Babyfläschchen aufgepäpelt werden; Tag und Nacht blieb meine Meme bei

mir im Hospital. Denn nach ihrer Entlassung aus dem Gefangenenlager hatte sie wieder ihre Arbeit als Krankenschwester aufnehmen dürfen. Als ich kräftig genug war, durfte ich herumlaufen, musste jedoch Tabletten schlucken. Wie ich die Dinger hasste! Wenn Ma es nicht sah, buddelte ich flugs ein kleines Loch und schob sie dort hinein.

Ich fragte nicht, weshalb meine Mutter so lange von uns getrennt gewesen war. Möglicherweise nahm ich sogar an, dass es so sein musste. Denn ich erlebte, dass andere Familien noch viel schlechter dran waren als wir. Wir hatten unsere Ma wenigstens zurückbekommen. Im Gegensatz zu den Nachbarkindern Deo und Mecky. Deren Ma, Meme Frieda, wurde sogleich in das Gefängnis gesperrt, für dessen Bau Mutter die Bäume gerodet hatte. Ich hörte Mutter zu jemandem sagen, dass Frieda sich mit vielen Männern eine Zelle teilen musste. Ihr Sohn Deo wurde aus dem Dorf fortgebracht; ich sah ihn nicht wieder. Ihre Tochter Mecky wurde zu einer Pflegemutter gegeben. Auch meine kleine Schwester Pena wurde von uns getrennt: Eine Freundin meiner Mutter nahm sie auf und wir besuchten sie gelegentlich. Ich bockte, schrie und weinte, als auch ich bei dieser Meme bleiben sollte.

»Dann muss Sonja weiter auf dich aufpassen, während ich in der Krankenstation arbeite«, sagte Mutter. Ich mochte meine Cousine nicht. Sie schlug mich und versuchte mich zum Stehlen zu verleiten. Aber das nahm ich in Kauf, denn ich wollte bei Jo und Martin bleiben. Sie waren immer für mich da, während so viele andere Menschen mit großen Lastwagen aus unserem Dorf fortgebracht wurden. Dafür trafen ständig andere ein. Manche

dieser Leute erzählten, dass es eine große Welt außerhalb unseres Dorfs gab, und ihre Geschichten waren so spannend, dass ich dachte: Ich will auch mal sehen, wie es da draußen aussieht. Vielleicht hoffte ich, dann meinen Vater wiederzusehen, der einige Zeit zuvor ebenfalls auf einen der Lastwagen gestiegen war.

Wenn ich an Vater dachte, sah ich diesen großen Mann, der andere Männer um eine Kopfgröße überragte, mit schmerzverzerrtem Gesicht, aus dem Mund blutend. Wir Kinder waren zu ihm gestürzt: »Was hast du, Tate?« So nannten wir unseren Vater.

Tate Immanuel hatte kaum sprechen können und Mutter hatte uns gesagt: »Euer Vater hat mit anderen Männern eine Brücke über den Fluss gebaut. Ein Pfosten hat ihm einen Zahn ausgeschlagen. Ich bringe ihn ins Krankenhaus.« Auf der kleinen Dorfstation konnte man Vater aber nicht helfen und deshalb musste er uns verlassen.

Das war in jenem Sommer gewesen, bevor Mutter Bäume fällen musste. Seitdem warteten wir auf ihn und fragten unsere Mutter immer wieder: »Wann kommt Tate Immanuel wieder?«

Stets erhielten wir dieselbe hilflose Antwort: »Bald, Kinder, bald.« Mutter wirkte unendlich traurig, wenn sie uns tröstete. Obwohl ich weder wusste, was Zeit ist oder gar wie man Zähne richtet, spürte ich doch, dass es seltsam war, dass Vater gar nicht mehr zurückkam.

Täglich hatten wir uns auf unserem Dorfplatz zu versammeln. In den vielen Reden, denen Mutter im Kreise hunderter anderer Menschen aufmerksam zuhörte, fiel immer wieder ein Wort, das mir seltsam vertraut war: Namibia.

»Was ist Namibia?«, fragte ich Mutter.

»Deine Heimat«, erwiderte sie.

Aber das erklärte nichts und so wollte ich wissen: »Können die Lastwagen uns dort hinbringen, Meme?«

Mutter sah mich voller Mitgefühl an. »Nein, Lucia, da sind Menschen, vor denen wir fliehen mussten. Deshalb leben wir jetzt hier in Sambia. Aber irgendwann werden wir wieder zurückkönnen.«

Ich hätte nicht verstanden, wenn Mutter gesagt hätte, dass die weißen Südafrikaner seit Jahrzehnten Namibia unterdrückten, um Diamanten und andere Bodenschätze zu stehlen. Dass Menschen mit dunkler Haut zu Armut verdammt waren. Dass sie sich dagegen wehrten und zur Strafe ausgepeitscht, gefoltert und getötet wurden. Deshalb waren Zehntausende aus Namibia geflohen, so wie wir.

Auf ihre Weise versuchte Mutter, uns Kindern nahe zu bringen, um was es ging. Sie tat es, indem sie uns Gruselgeschichten erzählte. Abends vor dem Haus am offenen Feuer, dessen hohe Flammen in den Nachthimmel griffen.

»Da war ein Albino und er sah kleine Kinder, wie sie spielten. Er hatte Bonbons mitgebracht für die Kinder.« Ma sah mir tief in die Augen. »Weil er sie jeden Tag gefüttert hatte, wurden die Kinder sooo dick.« Mutters Hände beschrieben unglaublich fette Kinder. Mir blieb die Luft fast weg vor Angst. Ma fuhr fort: »Dann packte der Albino die dicken Kinder in einen Sack und entführte sie und tötete eins nach dem anderen, um sie aufzuzüchten ...«

Vielleicht verband Ma mit diesen von mir so geliebten

Schauerstorys auch eine andere Absicht – uns von dem Hunger abzulenken, der uns quälte. So gingen wir zwar mit leerem Magen ins Bett, konnten aber wenigstens sicher sein, dass wir für die Albinos keine fette Beute darstellten.

Allerdings sah ich nie Albinos. Ich war jedoch sehr vorsichtig, vor allem, wenn Mutter uns zum Sammeln von Feuerholz in die weiten Wälder rings um unser Dorf schickte. Dort traf ich eines Tages auf ein seltsames Tier, das seine Farbe verändern konnte. Es wurde *Fimbifimbi* genannt. Manche Leute fingen ein *Fimbifimbi* und sperrten es in ihr Haus ein, damit es Fliegen und Moskitos fraß.

Meine Mutter hielt nichts davon. Ganz im Gegenteil: Sie warnte uns vor dem Chamäleon. »Es ist hinterlistig, ziemlich gefährlich und verzaubert Leute. Du musst seine Nähe meiden, denn die Macht des Chamäleons ist stark«, sagte Ma. Ich hielt mich an ihre Worte und raffte mein Feuerholz zusammen, sobald ich ein *Fimbifimbi* erblickte.

Inzwischen wusste ich, dass der Ort, den ich für unser Dorf hielt, Nyango hieß. Und ich verstand, dass die Versammlungen auf dem Dorfplatz Appelle genannt wurden. Dabei wurde geschrien: »*Free Namibia!*« Ich stieß auch die geballte Faust zum Himmel, wie es alle anderen taten, wenn man lauthals brüllte: »*Viva SWAPO!*« oder »*Viva Nujoma!*« Und: »*Down apartheid!*« Ich wollte nicht wissen, was SWAPO und Nujoma oder Apartheid war. Das lag weit hinter dem Horizont eines kleinen Mädchens. Mir gefiel einfach nur das laute Rufen, weil viele hundert Menschen dasselbe skandierten. Da fühlte man sich irgendwie viel stärker und hoffte, es würde gegen den niemals endenden Hunger helfen.

Gelegentlich fiel der Name meines Vaters während dieser Appelle. »Engombe ist ein Verräter!«, riefen die Männer, die Mutter wegen des Lesens einer Zeitung zum Fällen von Bäumen verurteilt hatten.

»Was heißt das, Meme?«, fragte ich.

Mutter meinte in sich gekehrt: »Ach, gar nichts, Lucia.«

Ich besuchte Mutter oft in der Krankenstation, wo sie viel zu tun hatte. Ich sah die vielen Babys, um die sie sich kümmerte. Doch sie wollte nicht, dass ich die länglichen Holzkisten entdeckte, die in einer Ecke versteckt standen.

»Da sind tote Menschen drin«, sagte mir ein Mädchen, das ich vor der Urwaldstation traf.

»Darf ich auch mal Tote sehen?«, fragte ich neugierig meine Mutter.

»Nein, Lucia, davon bekommst du schlechte Träume«, erwiderte sie. Diese Menschen waren nicht nur an Malaria gestorben. Sie waren verhungert. Mutter wollte nicht, dass ich das erfuhr.

Wenig später wurde für uns Kinder alles viel schlimmer. Der Tag kam, an dem unsere Mutter einen der Lastwagen besteigen musste, die Nyango verließen.

Hungerjahre

Eines Abends saßen wir vor unserem weißen Häuschen am offenen Feuer und hatten gerade etwas zu essen. Da sagte Mutter: »Ich werde morgen mit einem der Lastwagen wegfahren.«

Wir sahen sie ungläubig an. »Du willst uns verlassen?«, fragte Jo.

Mutter nickte. »Ich muss in die Sowjetunion gehen. Dort werde ich studieren, damit es uns hinterher allen besser geht. Aber Sonja wird auf euch aufpassen«, versuchte sie uns zu beruhigen.

Ich wies sie lieber nicht darauf hin, dass Sonja eine schlechte Aufpasserin war. Dafür hätte ich wenig später von ihr ganz schön Dresche bekommen! Mutter wird es mit Sicherheit gewusst haben, schließlich hatte sie die diebische Cousine schon selbst bestraft. Ihr blieb keine andere Wahl; besser eine diebische Cousine passte auf uns auf als niemand.

Jo wollte wissen, was das ist – Sowjetunion. Mutter sagte: »Das ist ein Land, das ganz weit weg ist. Dort leben Menschen, die uns helfen. Ich werde von ihnen ler-

nen, wie man hier bei uns Hühner hält und Mais anbaut.«

Das gefiel mir! Denn ich hörte heraus, dass Mutter Essen mitbringen würde, wenn sie zurückkäme. Diese Aussicht wird mich wohl halbwegs über den Verlust meiner geliebten Meme hinweggetröstet haben, die uns bislang vor der rauen Wirklichkeit eines Flüchtlingslagers beschützt hatte. Auch Meme Frieda, die sich nach ihrem Gefängnisaufenthalt ab und zu um uns gekümmert hatte, wenn Mutter im Krankenhaus gearbeitet hatte, verließ Nyango kurz darauf. Sie sah ich niemals wieder.

Ich rechnete jeden Tag damit, dass Mutter mit Essen heimkehrte. Doch sie kam nicht; wir Kinder waren völlig auf uns gestellt, wenn wir nicht wie so viele andere verhungern wollten. Auf der ständigen Suche nach etwas Essbarem legten wir drei Geschwister – Pena wohnte noch bei ihrer Pflegemutter – rund um Nyango große Strecken zurück. Dabei erlebte ich Dinge, die mein Kinderherz schwer machten: Da war die Frau, von der alle sagten, sie wäre eine Hexe und würde Kinder schlachten. Um deren Haus machte ich einen großen Bogen. Oder der Mann, von dem ich glaubte, er sei verrückt, weil er nackt an einen Baum gebunden war. Wir lachten über Blinde und Lahme und wurden gewarnt, dies nicht zu tun, denn sonst würden wir verflucht und eines Tages auch blind und lahm sein.

Gelegentlich gaben mir die Eltern der gleichaltrigen Shelley etwas zu essen. Doch ich ging nicht mehr zu Shelley, nachdem ich dort ein Baby im Plumpsklo gefunden hatte. Ob es lebte oder bereits tot war, wusste ich nicht. Nie mehr benutzte ich dies Klo, sondern hockte

mich in den Busch und reinigte mich mit Blättern oder Stöcken.

Die Welt schien mich mit kalten Augen anzuschauen, ohne Wärme und jegliche Liebe. Die Menschen starrten mich an und wollten wissen, was in mir vorging. Ich fühlte mich allein gelassen.

Monate vergingen, bis Mutter zurückkehrte. Zu meiner großen Enttäuschung ohne etwas Essbares, aber sie hatte jedem von uns etwas Hübsches zum Anziehen mitgebracht. Für mich ein weißes Kleidchen mit weißen Schuhen. Beides zog ich nach Möglichkeit gar nicht mehr aus.

Mutter fand schon bald heraus, dass ihre reichlich vernachlässigten Kinder einige Unsitten angenommen hatten. Ich war zur Bettnässerin geworden.

»Warum machst du das, Lucia?«, fragte mich Ma.

»Ich habe Angst, nachts aufs Plumpsklo zu gehen«, sagte ich und verschwieg den wahren Grund. Stets hatte ich das Bild des Babys vor Augen, das ich dort gefunden hatte. Mich unter Büsche zu hocken, traute ich mich nachts nicht; dort konnten Schlangen lauern.

»Sonja soll dich begleiten, wenn du musst«, meinte Mutter. Meine Cousine schlief mit unserer Meme in einem Bett, während Jo, Martin und ich uns das zweite im Zimmer nebenan teilten.

Wenn ich nachts rausmusste, hatte Sonja nicht immer Lust aufzustehen. So kam wieder die Pfütze ins Bett. Da wir zu dritt in einem Bett schliefen, konnte Mutter nicht ohne weiteres erkennen, wer der Übeltäter gewesen war. Also verpasste sie uns dreien Schläge auf den Po. Was das Problem natürlich nicht löste. Allenfalls wird Mutter

ganz schön Schmerzen in den Händen gehabt haben. Das wird jedoch ihre kleinste Sorge gewesen sein ...

Denn viel Zeit hatte Ma für uns nicht: Sie richtete in Nyango eine Hühnerfarm ein und begann mit dem Anbau von Gemüse. Sie zeigte uns, wie man ein Maisfeld anlegte und schließlich ein Korn in den Boden steckte. Und dann musste man warten. Auf den Regen und das erste Grün. Das dauerte uns viel zu lange; jetzt hatten wir Hunger. Gleichzeitig strömten immer mehr hungrige Menschen ins Flüchtlingslager. Wir waren älter geworden und erschlossen uns neue Wege, um wenigstens etwas Nahrhaftes zu finden.

Mein Bruder Martin, obwohl ein Jahr jünger als ich, war ein findiger Bursche. Er lernte von Timmy, einem Jungen meines Alters, wie man Pfeil und Bogen bastelte. Später lehrten die beiden mich, wie man auf Vögel schießt. Ich traf nie! Stattdessen entdeckte ich ein buntes Tier, das ebenfalls flog, und rannte voller Angst weg.

Martin lachte mich aus. »Das war doch ein Schmetterling!«

Er und Timmy zeigten mir auch, wie sie mit Steinschleudern kleine Vögel von den Bäumen schossen. Damit stellte ich mich allerdings genauso ungeschickt an. Martin machte mir Mut: »Du wirst es schon noch lernen.«

Eines Abends fand ich ihn und Timmy vor unserem Haus um ein Feuer sitzen. Sie grillten ein kleines Stück Fleisch. »Es gab heute keine Vögel. Aber am Appellplatz lief eine weiße Maus herum, die wir so lange jagten, bis wir sie hatten«, sagte Martin. Als die Maus gar war, teilte mein Bruder sie zwischen uns auf. Ihr Fleisch war sehr

zart und lecker. Ich beschloss, selbst auf Mäusejagd zu gehen, und entdeckte genau dort eine, wo Martin und Timmy das Abendbrot gefangen hatten. Die kleine Maus war jedoch viel flinker als ich. Nein, ich taugte wirklich nicht zur Jägerin. Dabei hatte ich ständig diesen nagenden Hunger in mir.

Überall suchte ich verzweifelt nach Raupen oder Früchten. Denn es gab viel zu wenig richtiges Essen für die 2000 Menschen, die in Nyango lebten. Während ich mit gesenktem Kopf dahintrottete, entdeckte ich einen Knopf. Ich hob ihn auf und begutachtete ihn von allen Seiten. Ob der den Hunger stillte? Er war immerhin ziemlich groß und fast schwarz. Ich steckte ihn in den Mund und schluckte ihn kurz entschlossen runter. Ich hoffte vergeblich darauf, satt zu werden ...

Es blieben noch die Läuse auf meinem Kopf. Stundenlang konnte ich im Sand vor dem Haus sitzen und dem juckenden Ungeziefer auf meiner Kopfhaut nachspüren. Sie sahen aus wie winzig kleine, schwarze Käfer. Ich zerdrückte sie zwischen meinen Fingern.

Plötzlich entdeckte Ma mich bei meiner hingebungsvollen Freizeitbeschäftigung. »Lucia *ila!*«, komm her, rief sie und untersuchte mich gründlich. »Spiel nicht mehr im Sand, darin verstecken sich die Läuse.« Mutter griff schließlich zu einem radikalen Mittel: Sie schnitt meine schönen Haare ganz kurz! Ich war doch so stolz darauf gewesen und hatte mich meinem Ziel näher gewöhnt wie Ma auszusehen, die so schöne lange, glatte Haare hatte.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, putzte Ma mich heraus und ging sonntags mit mir in die Kirche, ein längliches Haus aus Wellblechen. Anfangs war mir nicht so ganz

klar, wozu das gut sein sollte. Denn es gingen nicht sehr viele Menschen in diese Kirche. Vor dem Gottesdienst fand die Sonntagsschule statt, in der ich die Bibel kennen lernen sollte. Ich mochte das nicht, weil es mich vom Spielen abhielt. Ich entdeckte jedoch, dass die Sache einen großen Vorteil hatte: Da waren weiße Männer, die jedes anwesende Kind mit Zuckerstückchen belohnten. Damit war die Sonntagsschule für mich in Ordnung.

Vor allem lernte ich dort einen Freund kennen, der jederzeit für mich da war – Kalunga, Gott. Wenn ich nun einmal traurig war oder Angst hatte, wusste ich, dass Kalunga mir in der Not helfen würde: Ich redete zu Gott wie zu einem Freund und er nahm die Sorgen von mir fort. Und ich lernte neue Lieder kennen, die von Gott handelten. Aber ich sang auch noch jene, die ich während der Appelle gehört hatte. Sie waren fröhlich wie die Kirchenlieder und riefen dazu auf, weiße Soldaten zu töten und unseren Präsidenten Sam Nujoma zu ehren.

Ich hatte gehört, dass jene Kinder, die in Nyango den Kindergarten besuchten, regelmäßig zu essen hatten. »Meme, ich will auch dort hin«, bettelte ich. Vielleicht hatte Mutter geahnt, was mich alles im Kindergarten erwartete. Sie war dagegen: »Du kommst bald in die Schule, Lucia«, sagte sie. »Außerdem musst du dort wohnen und kannst nicht bei Martin und Jo sein.« Doch ich setzte meinen Dickkopf durch.

Es stimmte tatsächlich, dass die Kindergartenkinder dreimal am Tag zu essen bekamen. Doch nur die wurden satt, die wirklich schnell waren. Den anderen nahmen stärkere Jungs ganz einfach das Essen weg und aßen es

selbst auf. Mir blieb nichts anderes übrig, als meinen Maisbrei mit rasender Geschwindigkeit zu verputzen.

Meine Freundinnen, die Geschwister Mona und Letti, deren Mutter im Kindergarten arbeitete, kannten dieses rücksichtslose Spiel schon länger.

»Vor den älteren Jungs musst du dich in Acht nehmen«, riet mir Letti. »Die tun den Mädchen weh.«

»Was machen die denn?«, fragte ich.

Mona antwortete, dass die Jungs Mädchen vergewaltigten. Ich hatte keine Ahnung, was sie meinte.

Ein paar Tage später kam ich vom Spielen und hörte ein Kind schreien. Ich öffnete die Tür zu unserem Schlafsaal, um nachzusehen, was vor sich ging, als mich ein Junge von hinten ansprang. Ich biss und kratzte wie verrückt und betete gleichzeitig zu Kalunga, dass er mir beistehen möge. Ich kämpfte gerade mit dem wesentlich älteren Jungen und wir rollten über den Boden, als die Tür geöffnet wurde. Eine Erzieherin kam herein und ich glaubte, dass Gott meine Gebete erhört hätte. Die Frau gab dem Jungen ein paar kräftige Ohrfeigen und warf ihn raus.

Doch dann herrschte sie mich an: »Was fällt dir ein, diesen Jungen zu verführen?!«

Unter Tränen versuchte ich alles richtig zu stellen. Sie wurde immer wütender, bezeichnete mich als Lügnerin und sagte: »Das wird morgen auf dem Appellplatz ein Nachspiel haben.« Ich hatte keine Ahnung, was sie meinen könnte. Ich war aber ziemlich sicher, dass ich wohl verprügelt würde.

Die ganze Nacht tat ich kein Auge zu und machte wieder mal vor Angst ins Bett. Ich war doch unschuldig!

Nun hatte ich obendrein ein nasses Bett. Es war zum Verzweifeln. Wenigstens in diesem Punkt wusste ich mir zu helfen und zwang ein anderes Mädchen dazu, mir seine trockene Hose zu geben. So wie ich schon Ma damit hinters Licht geführt hatte, klappte es auch hier. Doch der Appell blieb mir nicht erspart.

Der ganze Kindergarten war auf dem Platz versammelt, als die Erzieherin mich in die Mitte stellte: »Hier ist die Sünderin. Ich hab sie dabei erwischt, wie sie es getrieben hat.« Das war schlimmer als Schläge! Ich schämte mich in Grund und Boden und keine meiner Freundinnen konnte mich trösten. Ma, die mich im Kindergarten in Obhut glaubte, arbeitete auf den Feldern.

An Tagen wie diesem blickte ich in den endlos weiten blauen Himmel über mir. Er war gesprenkelt mit vielen weißen Wolken. Ich wünschte mir, ich säße auf einem dieser unerreichbar fernen Gebilde. Niemand konnte mich dort oben anfassen, schlagen oder demütigen. Ich war frei, ohne jede Sorge, kannte weder Hunger oder Durst noch Krankheit oder Ungerechtigkeit.